

„Die Juden werden abgeholt.“¹

Die erste große Deportation aus dem deutschen Südwesten am 22. Oktober 1940. Täter, Opfer und Zuschauer in Heidelberg

Ein Probelauf im deutschen Südwesten?

Ende Oktober des Kriegsjahres 1940 waren Vorgänge in Baden und in der Pfalz selbst für höchste Repräsentanten des NS-Regimes in Berlin von außergewöhnlichem Interesse. Für den Chef des Reichssicherheitshauptamtes Reinhard Heydrich, der später Hauptorganisator der „Endlösung der Judenfrage“, also der systematischen Ermordung der europäischen Juden wurde, war die Verschleppung von 6504 Juden aus dem deutschen Südwesten in die noch unbesetzte Zone Frankreichs ein erster Schritt zu diesem Ziel und Anlass für eine Erfolgsmeldung. Er hob darin – typisch für die Perspektive der Täter – zwei Momente dieser Aktion besonders hervor:

„Die Abschiebung der Juden ist in allen Orten Badens und der Pfalz reibungslos und ohne Zwischenfälle abgewickelt worden. Der Vorgang selbst wurde von der Bevölkerung kaum wahrgenommen.“²

Dies scheint tatsächlich die Quintessenz vieler Einzelberichte gewesen zu sein. So hatte es in einer Vollzugsmeldung zum „Abtransport der Juden“ aus dem Umkreis Heidelbergs (hier: aus Leimen am 23. Oktober 1940) geheißen:

„Bei der am 22. Oktober 1940 durchgeführten Sonderaktion ... wurden die im Betreff Genannten von Leimen nach Heidelberg abtransportiert und die Papiere und Schlüssel von den Wohnungen und sonstigen Räumen dem Transportleiter von der Geheimen Staatspolizei Heidelberg übergeben. Die Wohnungen und sonstigen Räume wurden mit einem Klebestreifen versiegelt. Der Abtransport erfolgte reibungslos und ohne weitere Ansammlungen. Wertpapiere, Sparbücher u.s.w. wurden nicht abgenommen, da sie über solche Sachen nicht mehr nach ihren Angaben verfügten.“³

Die Geheimhaltung war augenscheinlich gelungen: Die Deportation erfolgte völlig überraschend und überfallartig, so dass sie insgesamt viel weniger Aufsehen erregte, als es bei den lärmend aggressiven Ausschreitungen der SA-Trupps zwei Jahre zuvor in der Reichspogromnacht der Fall gewesen war, in deren Verlauf viele Wohnungen verwüstet und die Synagoge angezündet worden waren. Auf Anweisung der beiden ehrgeizigen NSDAP-Gauleiter Robert Wagner in Baden und Josef Bürckel in der Pfalz hatte diesmal die viel diszipliniertere Gestapo zugegriffen, unterstützt vom Polizei-Apparat: Der neue Terror erwies sich als kalt und rasch und effizient. Es hatte keine öffentlichen Proteste, keine Resistenz und keine Renitenz gegeben, mit denen das Regime, wie es scheint, gerechnet hatte. Aber diese Befürchtungen hatten sich als unbegründet erwiesen. Die Generalprobe in Baden und in der Pfalz zeigte: Massendeportationen von deutschen Juden waren möglich. Die Isolierung und die Ausgrenzung der jüdischen Minderheit waren inzwischen schon weit fortgeschritten, nicht zuletzt durch die Einweisung jüdischer Familien in sogenannte „Judenhäuser“ oder „Ghettohäuser“.⁴ Das waren Wohnhäuser, oft mit jüdischen Eigentümern, die jetzt zusätzlich Wohnstätten

„entmieteter“ jüdischer Einwohner wurden. Dies war seit Anfang 1940 gerade in Heidelberg in Kooperation von NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Seiler und Stadtverwaltung systematisch betrieben worden, aber noch keineswegs völlig durchgeführt und abgeschlossen. Dadurch waren die Wohnverhältnisse vieler jüdischer Familien nicht nur enger und bedrängter geworden, sondern auch der gewachsene soziale Zusammenhalt mit Nicht-Juden und die nachbarschaftliche Solidarität waren oft abgebrochen oder zerstört worden. Ein großer Teil der Juden war jetzt zusammengefasst, oft zusammengepfercht und damit verfügbar. Man hat es eine „Ghettoisierung ohne Ghetto“ genannt. In Heidelberg gab es bereits mehr als zehn solcher Häuser, z. B. das Haus Marktplatz 7, Landfriedstraße 14 oder Bunsenstraße 19 a.

Die Familie Durlacher

Von der überfallartigen Inhaftierung und Deportierung berichtet das Lehrerehepaar Hermann und Marta Durlacher in einem Brief aus dem Lager Gurs an ihren Sohn Walter. Das Ehepaar hatte seine beiden Söhne kurz vor Kriegsausbruch mit einem „Kindertransport“ nach England in Sicherheit bringen können. Mit dem Brief versuchten die Eltern erstmals wieder eine Verbindung zu ihren Kindern herzustellen.⁵ Und sie berichteten von ihrer Verschleppung:

„Uns ist Schlimmes geschehen. Ganz unerwartet wurden wir früh morgens aufgefordert, das Nötigste an Kleidern und Wäsche zu packen. Dann wurden wir, Männer, Frauen und Kinder, abtransportiert. Nach drei Tagen langten wir an unserem Ziel an. So sitzen wir am Fuße der Pyrenäen, nicht weit weg von Spanien.“



Abb. 1: Das Ehepaar Durlacher mit den Söhnen Walter und Ludwig, 1929/30 (Foto: privat).

Einige Monate später, als Kälte, Hunger und Schmutz sie im Lager an den Rand der Verzweiflung gebracht hatten, hielt nur ein Gedanke die Eltern Durlacher noch aufrecht, der Gedanke an das „Vierkleeblatt“ ihrer Familie: „Wir haben aus unserer Wohnung jeder einen Koffer gerettet, das andere ist hin“,⁶ schreibt Frau Durlacher in ihrem letzten Brief. „Alles möchte ich hergeben, wenn ich noch das Glück erleben sollte, einmal mit Euch beiden Jungens vereint zu sein. Und denselben Wunsch betet jeden Tag der Papa und klammert sich wirklich an die Hoffnung es zu erleben.“

Aber die Hoffnungen der Durlachers, die Emigration noch vom Lager Gurs aus zustande zu bringen und irgendwo die Familie wieder zusammenzuführen, zerschlugen sich. Die tödliche Systematik der Transporte Adolf Eichmanns erfasste auch Gurs, und das kollaborierende Vichy-

Frankreich lieferte die Internierten aus. Im August 1942 wurde Hermann Durlacher im Alter von 49 Jahren über das Lager Les Milles nach Auschwitz deportiert, im September 1942 seine vier Jahre jüngere Frau über das Lager Rivesaltes in den Osten verschleppt. Beide wurden ermordet. Gurs war zum Vorzimmer von Auschwitz geworden.

Hermann Durlacher hatte – nach freiwilliger Meldung im Weltkrieg und vier Jahren Kriegsdienst – seinen Dienst an der Hindenburgschule in der Sandgasse (heute: Friedrich-Ebert-Schule) begonnen, gleichzeitig führte er die Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten. Im Schuldienst konnte er sich – jetzt als Lehrer einer separierten „Juden-Klasse“ (mit 51 Schülern im Jahr 1936) in der Pestalozzischule in der Weststadt (heute: Landhausschule) – noch bis zur Pogromnacht 1938 halten, als er förmlich aus dem Schulgebäude vertrieben wurde. Selbst nach seiner Inhaftierung in Dachau nahm er noch einmal mit dem Pflichtbewusstsein eines deutschen Beamten den Unterricht auf: jetzt in einem der jüdischen Gemeinde eigenen Raum in der Bunsenstraße – bis zur Deportation am 22. Oktober 1940. Und selbst in Gurs blieb er der unermüdliche Lehrer: „Ich bereite eine Jugendgruppe gerade für eine Chanukkafeier vor, übrigens ohne jedes Buch“, schreibt er in einem Brief an seinen Sohn Walter.

Die Familie Oppenheimer

Parallel dazu wurde die Familie Oppenheimer aus dem Judenhaus Landfriedstraße 14 „abgeholt“. Ihr Sohn Max hatte sich nach vierwöchiger Inhaftierung im KZ Dachau noch nach England in Sicherheit bringen können. Ihr Sohn Hans Bernd beginnt sein Tagebuch mit folgendem Eintrag zum 22. Oktober:

„Morgens um 7.00 Gestapo bei uns mit Ausweisung aus Deutschland. – 11 Uhr Abholung durch Polizei-Lastwagen zum Bahnhof zu bereitgestelltem Sonderzug. Abends 6.15 Uhr Abfahrt aus Heidelberg. Fahrt Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Freiburg, Mühlhausen (Frankreich), Dijon, Belfort, Lyon (unbesetztes Gebiet), Avignon, Sète (Mittelmeer), Carcassone, Toulouse (Verpflegung durch französische Armee nach Bezahlung), Pau, Oloron. Umladen in Lastwagen nach Camp de Gurs. Dauer der Fahrt 4 Tage und 3 Nächte. Einlieferung in Ilot E Baraque 20.“⁷

Für Hans Bernd begann hier ein Leidensweg durch insgesamt sechs europäische Lager: zuerst im Westen (Gurs, Fort Barraux, Paris-Drancy), dann ab August 1942 im Osten (Auschwitz-Nebenlager Blechhammer, Groß-Rosen, Buchenwald). Nach einem der brutalen Räumungsmärsche kam er im Konzentrationslager



Abb. 2: Das Ehepaar Oppenheimer mit den Söhnen Max und Hans am „Deutschen Eck“ in Koblenz 1930 (Foto: privat).

Buchenwald noch an, starb aber am 17. März 1945 an Entkräftung, wenige Tage vor der Befreiung des Lagers. Hans Bernd Oppenheimer ist 24 Jahre alt geworden. Der Vater Leopold, Regierungsbaurat, wurde 1943 in Majdanek ermordet, nur die Mutter Rositta überlebte und kehrte zurück.

Was die Augenzeugen sahen

Wie oben geschildert, hatten die Organisatoren der Deportation, die Täter und ihre Helfer, ein großes Interesse an einem „reibungslosen“ Ablauf ihrer Aktion. Sie sollte „ohne Zwischenfälle“ abgewickelt werden. Dennoch kam es um die Mittagszeit des Deportationstages mitten auf dem Marktplatz in Heidelberg zu einem spektakulären Vorfall, der allerdings erst Jahre später, nach Kriegsende, ein Stück weit aufgeklärt werden konnte. Dieser Vorgang lenkt die Aufmerksamkeit – wie es auch Raul Hilberg in einer der „klassischen“ Analysen des Holocaust tut – nicht nur auf Täter und Opfer, sondern auch auf die Zuschauer („bystanders“).⁸ Vier Augenzeugen berichteten im Januar 1947 in einem Spruchkammer-Verfahren und im Sommer des gleichen Jahres in einem Strafverfahren vor dem Heidelberger Landgericht in eidesstattlichen Aussagen, was sie auf dem Marktplatz gesehen hatten. Es gab – abgesehen vom jeweiligen Blickpunkt der Zeugen (entweder vom Marktplatz selbst oder aus einem der anliegenden Häuser) und abgesehen vom genauen Zeitpunkt ihrer Anwesenheit auf dem Marktplatz – keine wesentlichen Abweichungen bei den Aussagen. Die Zeugen, drei Frauen und ein Mann, waren alle Altstadtbewohner und in etwa repräsentativ für die damalige dortige Bevölkerung (ein Zuckerwaren-Großhändler, die Ehefrau eines Gastwirts, die Ehefrau eines Schreiners und die eines Eisendrehers).⁹



Abb. 3: Marktplatz in Heidelberg. Markt 7: 2. Haus von Links (Foto: Moraw)

1. Sie sahen auf dem Marktplatz vor dem Haus Markt 7 „einen mittleren Lastwagen stehen mit Fahrtrichtung nach der Kirche und mit einer Zeltplane überdeckt. Außerdem standen viele Leute um den Wagen herum.“
2. Ein Zeuge berichtete: „Ich sah aus dem Haus des Juden [Leopold] Oppenheimer Markt 7 einige Personen herauskommen. ... Diese stiegen in ein vor dem Haus stehendes Auto ein.“ Eine weitere Zeugin erkannte unter diesen Personen „die Juden Herr und Frau Oppenheimer, außerdem noch ein Jude mit Frau.“
3. Ein Bewohner des Nachbarhauses Markt 8 sagte aus: „Ich sah in dem Wagen, der verdeckt und nur hinten offen war, dass er bereits besetzt war.“
4. Dieser berichtete weiter: „Beim Anfahren des Wagens kam aus der Menge ein Soldat auf den Wagen zu und schlug dem am Ende des Wagens rechts sitzenden Juden [Sigmund] Beer (Nudelfabrikant) eine ins Gesicht.“
5. Eine Zeugin berichtete, dass sich Sigmund Beer beim Besteigen des Lastwagens „durch Zuruf zu einer Person verabschiedete“ und dass er „im gleichen Augenblick“ geschlagen wurde, so als ob sie vermutete, der Zuruf habe möglicherweise die Gewalttätigkeit ausgelöst.
6. Zur Nachgeschichte des Zwischenfalls äußerten sich zwei im Gastgewerbe tätige Zeuginnen: „In späterer Zeit wurde noch öfters in dem Gasthaus ‚Alte Guntei‘ Mittelbadgasse von meinem Chef und Gästen über die gemeine Tat des K. gesprochen.“ und „In den nächsten Tagen wurde in meiner Wirtschaft noch öfters besonders von den Stammgästen über diesen Vorgang debattiert und das verwerfliche Tun des K. beanstandet und verabscheut.“

Aus diesen Aussagen ergibt sich, dass die jüdischen Bewohner des Hauses Markt 7, ganz ähnlich wie die Bewohner des Hauses Landfriedstraße 14 und der anderen „Judenhäuser“ mit einem Mannschaftswagen der Polizei „abgeholt“ und zum damaligen Hauptbahnhof an der Rohrbacherstraße transportiert wurden und dass dieser Vorgang von einer Anzahl von Passanten bzw. Nachbarn beobachtet wurde. Damit ist die bisher gängige und oft wiederholte Darstellung, dass die Gestapo die Heidelberger Juden auf dem Marktplatz zusammengetrieben habe, nicht mehr haltbar;¹⁰ sie beruht auf der Unkenntnis bzw. auf einem Missverständnis der Zeugenaussagen in den beiden erwähnten Verfahren im Jahre 1947. Das gilt erst recht für die Legende, die jüdischen Heidelberger seien dann durch die Hauptstraße zum Bahnhof geführt worden. Auf dem Marktplatz ereigneten sich nicht mehr und nicht weniger als die Evakuierung eines einzelnen „Judenhauses“ und die Verschleppung aller seiner Bewohner. Es entsprach nicht dem Interesse der „Täter“, auf dem Marktplatz oder in der Hauptstraße Aufsehen zu erregen. Aus dem gleichen Grund war auch in der lokalen NS-gelenkten Presse (z. B. „Die Volksgemeinschaft“) weder vom Gesamtvorgang der Deportation noch vom Zwischenfall die Rede. Interessant ist, dass es aber an den Stammtischen in den Altstadt-Lokalen sehr wohl Thema war: eine kleine, sehr begrenzte Gegenöffentlichkeit.

Auch der geäußerte Abscheu dürfte nicht nur dem späten Termin der Aussage geschuldet sein, sondern durchaus einer echten Emotion, der Entrüstung über eine Attacke gegen einen praktisch wehrlosen Menschen. Eine Augenzeugin sagte aus:

„Nachdem ich sah, wie dieser Jude geschlagen wurde, brach ich in Tränen aus und lief sofort zurück in meine Wohnung [in der Ingrimstraße].“ Es gibt allerdings zu denken, dass die Empörung über den individuellen böswärtigen Übergriff die Tatsache des neuen staatlichen Terrors und die Brutalität der ersten Massendeportation in den Hintergrund treten ließ und fast verdrängt hat.

Es ist dem CIC-Beamten Max März zu verdanken, dass der Vorfall nicht in Vergessenheit geriet. Im Sommer 1946 erfuhr er davon und nahm als „Investigator“ im Namen der US-Militärregierung Ermittlungen auf, identifizierte den Täter und fand die vier Augenzeugen, die – wie sich zeigte – Täter und Opfer persönlich kannten. Er brachte Verfahren vor der Spruchkammer und vor dem Landgericht (wegen Körperverletzung) in Gang, die mit einer Einstufung des K. als „Minderbelasteter“ bzw. mit einer milden Strafe endeten. Über den Verurteilten selbst ist wenig bekannt, außer dass er zeitweise als Handwerker im Zementwerk Leimen, zeitweise als Gastwirt in der Altstadt tätig war und dass er sich am Deportationstag als Soldat auf Urlaub in Uniform zufällig unter den Zuschauern befand. Unter den Juden, die vom Haus Markt 7 abtransportiert wurden, war das Ehepaar Leopold und Babette Oppenheimer, die Hausbesitzer und (bis 1938) Inhaber einer Antiquitätenhandlung in diesem Haus. Leopold Oppenheimer starb noch 1940 in Gurs, seine Frau 1944 ebenfalls in Frankreich. Der Attackierte war Sigmund Beer, der in Rohrbach, Rathausstraße 64 in einer Teigwaren-Fabrik Nudeln und Mazzen herstellte, stadtbekannt als „Nudel-Beer“. Seine Frau Bertha und er wurden, nachdem in der Pogromnacht Wohnung und Fabrik demoliert worden waren, 1939/40 in das Haus Markt 7 eingewiesen. Sie wurden dann über das Lager Gurs und das Lager Paris-Drancy nach Auschwitz verschleppt, 1945 schließlich für tot erklärt. Neun oder zehn Personen hatten im Oktober 1940 im Haus Marktplatz 7 gelebt, neun Bewohner wurden nach Gurs deportiert. Keiner hat überlebt.

Ein ganz stiller prominenter Zuschauer der Vorgänge vor dem Haus Markt 7, unmittelbar dem Rathaus benachbart, war wohl Oberbürgermeister Carl Neinhaus.¹¹ Dass er von der Deportation genaue Kenntnis hatte, belegt nur ein einziger Text vom 9. November 1940. Dieses von ihm abgezeichnete Papier entging der Säuberung der Rathaus-Akten, die er selbst kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner durchführte. Darin geht es um die rein fiskalisch-administrative Frage, wer in Zukunft für jüdische Wohlfahrtsfälle – z. B. unter den nicht abtransportierten jüdischen Partnern von sog. Mischehen – aufkommen sollte:

„Durch die kürzlich durchgeführte Judenaktion sind die Mitglieder des hiesigen jüdischen Synagogenrats, dem die Betreuung der Juden oblag, abtransportiert worden, so dass für die noch hier gebliebenen hilfsbedürftigen Juden eine Unterstützung von dieser Seite nicht mehr gewährt wird.“

Ein Zeichen von Empathie sucht man vergebens. Der vordringliche Wunsch des Oberbürgermeisters war augenscheinlich, dass diese bisher von der jüdischen Gemeinde getragenen Unterstützungskosten jetzt nicht am städtischen Wohlfahrtsamt „hängen bleiben“ sollten. Dass Neinhaus nicht bereit war durch irgendein Engagement für die jüdischen Bürger Heidelbergs seine Stellung als OB zu riskieren, stand seit seinem Eintritt in die NSDAP im Jahre 1933 außer Frage.

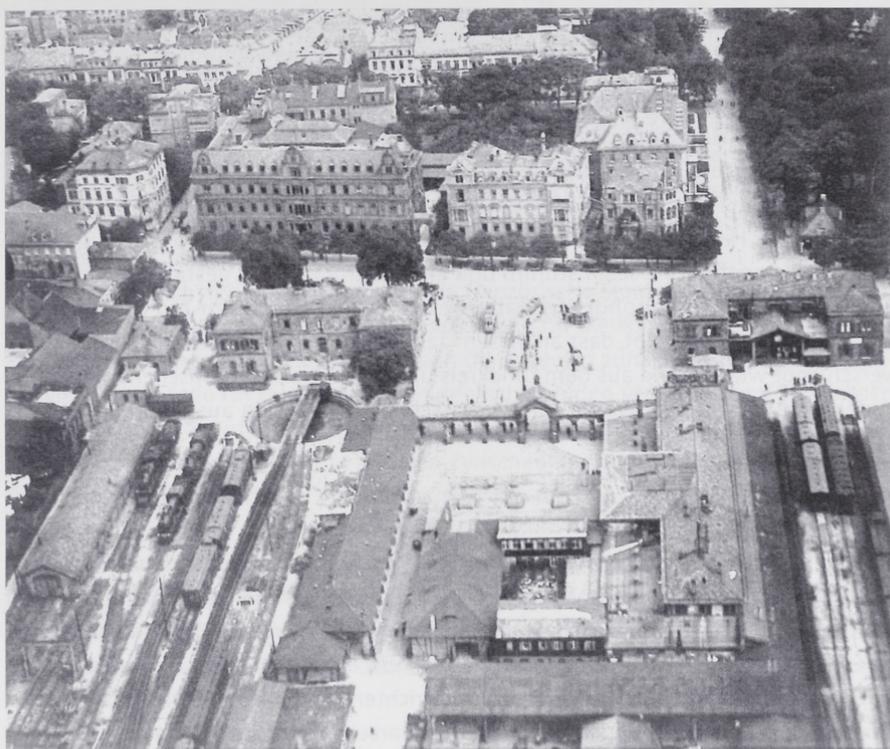


Abb. 4: Der alte Hauptbahnhof, 1930, links am Bildrand Gleis 1 (Stadtarchiv Heidelberg)

Demgegenüber erkannte Hermann Maas allein, wie es scheint, sofort die epochale Bedeutung dieser Deportation. Obwohl er im In- und Ausland über außerordentlich viele Kontakte verfügte und wohl gerade in Bezug auf die antijüdische Politik des Regimes vielleicht einer der aufmerksamsten und bestinformierten Männer in Deutschland war, wurde auch er von der ersten Massendeportation völlig überrascht. Am frühen Morgen des 22. Oktobers bekam er Anrufe von jüdischen Freunden aus Mannheim, die von der anlaufenden Aktion berichteten. Von Propst Grüber, der in Berlin die „Kirchliche Hilfsstelle für Nichtarier“ leitete, erfuhr er, dass die Verschleppungsaktion auf Baden und die Pfalz begrenzt war. So wurde es ein Tag des Abschiednehmens, nur in wenigen Einzelfällen gelang es – mit Medikamenten – die Verschleppung zu verhindern. Maas machte sich Selbstvorwürfe und war tief verzweifelt. In einem Brief an eine jüdische Freundin schrieb er damals:

„Welch eine Schicksalsstunde ist das! Wir haben viel versäumt. Wenn ich noch eine Weile leben sollte, wollte ich ein Buch der Anfechtungen schreiben. ... Ich möchte darum nichts mehr tun, als in der Solidarität der Angefochtenen stehen. Heute quäle ich mich, dass ich nicht gebeten habe, mit zu dürfen und mit diesen Brüdern und Schwestern zu sterben.“¹²

Man kann den Eindruck gewinnen, dass Maas hier schon das Menschheitsverbrechen des Holocaust ahnte. Die Sprache des Alten Testaments und die Berufung auf den Propheten Jesaja (64,1) erschien ihm der Situation angemessen: „Ach, dass du den Himmel zerrissest!“

Auf dem Bahnhofsvorplatz in der Rohrbacher Straße trafen um die Mittagszeit aus allen Stadtteilen mit Planen und Bänken versehene Polizei-LKW ein. Diese wurden hinten aufgeklappt, und Polizeibeamte dirigierten die festgenommenen Juden mit ihrem leichten Handgepäck zum Gleis 1a des alten Hauptbahnhofs, wo der Deportationszug wartete. Das Städtische Vermessungsamt hat als authentischen Ort des Bahnsteigs den Park an der Kurfürstenanlage zwischen Sparkasse und Stadtbücherei ermittelt. Für Heidelberger Verhältnisse habe es, so erinnert sich ein Zeitzeuge, viele Zuschauer gegeben. Sie seien stumm und eher bedrückt dabei gestanden. Auch vom Heidelberger Hauptbahnhof aus gab es einen der „Züge in den Tod“. Eine neuere Zusammenstellung ergibt, dass an diesem 22. Oktober 1940 von hier 299 Heidelberger verschleppt wurden und aus dem Landkreis über 100. Nur die in „Mischehe“ lebenden Juden und Bettlägerige waren von der Verschleppungsaktion ausgenommen – vorläufig.¹³

Das Internierungslager Gurs

Es waren neun Sonderzüge, die die 6500 inhaftierten Juden aus Baden und der Saarpfalz in das Lager Gurs im unbesetzten Teil Frankreichs am Nordrand der Pyrenäen transportierten. Das Hitler-Regime war nach dem schnellen Sieg über Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht. So hielt man es nicht einmal für nötig, die französischen Behörden vorher von dem Transport zu unterrichten. Entsprechend war in Gurs vieles improvisiert. Man griff auf ein provisorisches Barackenlager zurück, das ursprünglich zur Aufnahme von spanischen Bürgerkriegsflüchtlingen errichtet worden war und in dem auch – nach dem deutschen Angriff – als „unerwünschte Ausländer“ Internierte unterschiedlicher Herkunft Platz gefunden hatten. Zusammen mit den deutschen Juden war das Lager ab Ende Oktober 1940 mit etwa 10000 Menschen belegt. Gurs bot sich den Ankommenden als ein riesiger Barackenkomplex dar in der Dimension einer mittleren Stadt. Eine knapp zwei Kilometer lange, asphaltierte Straße teilte symmetrisch das Lager in zwei Teile. Je 30 der Holzbaracken waren zu einem Ilot („Inselchen“) zusammengefasst, das mit Stacheldraht umzäunt war und von den Inhaftierten nur mit Passierschein betreten und verlassen werden durfte – jeweils ein Lager im Lager. Auf jeder Seite der Lagerstraße gab es 13 solcher Ilots: auf der einen Seite Männer-Ilots, auf der anderen Seite für Frauen und Kinder. Eine Baracke war für 60 Personen berechnet, ein Ilot für etwa 1800.

Die auf dem Bahnhof von Oloron ankommenden Juden erinnerten sich vor allem daran, dass sie in strömendem Regen auf offenen Lastwagen ins Lager geschafft worden waren.¹⁴ Das erste, was sie erlebten, war die Trennung der Familien. Das zweite, womit sie Bekanntschaft machten, war der Schlamm, der ihre Baracken umgab und der die nicht befestigten Wege in einen Morast verwandelte, in den man knöcheltief einsank und der im beginnenden Winter eine der Hauptplagen werden sollte. Die Baracken selbst waren mit Strohsäcken oder auch nur mit Stroh ausgelegt. Sie hatten keine Fenster sondern nur Holzklappen, so dass man im Innern nur zwischen Dunkelheit und Kälte wählen konnte. In den Baracken gab es keine Waschmöglichkeiten und keine Toiletten, so dass man die Latrinen am Rande der Ilots aufsuchen musste, was für

die älteren Menschen zu einer Tortur, nachts manchmal sogar zu einer lebensbedrohenden Unternehmung werden konnte. Die Menschen, die aus bürgerlichen Lebensgewohnheiten herausgerissen worden waren, quälte im Lageralltag neben der Kälte und dem Mangel an Hygiene eine völlig unzureichende Ernährung. Eine Ruhrepidemie breitete sich aus. Diese Lebensbedingungen führten bei den überwiegend älteren Menschen (mehr als 60 Prozent waren über 60 Jahre alt) zu hoher Sterblichkeit: Bereits im ersten Winter sollen über 600, nach anderen Berechnungen 1000 Lagerinsassen gestorben sein.

Am bedrohlichsten freilich war, dass die französische Staatsführung in Vichy nach dem Waffenstillstand eine Grundsatzentscheidung für die Kollaboration mit dem NS-Regime getroffen hatte, in deren Logik sich die Lager im zunächst unbesetzten Frankreich zu einer Falle für die deportierten deutschen Juden verwandelten. Sie wurden schließlich zu „Vorzimmern der Vernichtungslager“ im Osten. Von August 1942 an wurden die noch in Gurs oder in anderen Zwischenlagern Lebenden in das Sammelager Paris-Drancy überstellt. Von dort aus rollten die Transporte in die Tötungslager im Osten.

Von den aus Heidelberg Deportierten sind 208 in Lagerhaft gestorben oder getötet worden. 55 starben bereits in Gurs, 13 in anderen französischen Lagern, 122 sind in den Tötungslagern im Osten ermordet worden, darunter 87 nachweislich in Auschwitz. 54 Deportierten gelangen die Flucht oder die Emigration, 37 überlebten in Frankreich.

Anmerkungen

- 1 Unter diesem Titel erschien in der Rhein-Neckar-Zeitung am 12.10.2010 ein Artikel von Frank Moraw. Er plante für das Jahrbuch eine Erweiterung und Vertiefung des Textes. Dazu ist er nicht mehr gekommen, da er im April 2011 verstorben ist. Der RNZ-Artikel wurde daher nur leicht überarbeitet und ergänzt.
- 2 Reinhard Heydrich an das Auswärtige Amt (Luther) am 29. Oktober 1940, abgedruckt in Gerhard J. Teschner: Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940. Vorgeschichte und Durchführung der Deportation und das weitere Schicksal der Deportierten bis zum Kriegsende im Kontext der deutschen und französischen Judenpolitik, Frankfurt a. M. 2002, S. 346f.
- 3 Hauptstaatsarchiv Stuttgart EA 99/001 Bü 235. Aus Leimen wurden vier Personen deportiert: Hugo Mayer; Karoline Mayer geb. Bierig; Karoline Bierig geb. Bierig und Selma Bierig. Alle vier wohnten in der Rohrbacher Str. 2.
- 4 Vgl. dazu Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten. Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, S. 457ff. Dort sind einige der Heidelberger „Judenhäuser“ abgebildet und ihre Bewohner aufgelistet. Außerdem Norbert Giovannini und Claudia Rink: Ghetto ohne Ghetto. Hinweise zu den „Judenhäusern“ in Heidelberg 1938–1945, in HJG 14, 2010, S. 75–99.
- 5 Die Briefe liegen dem Verfasser vor. Sie wurden ihm von Walter Durlacher (1924–2005) überlassen.
- 6 Die Versteigerung des Hausrats der Familie Durlacher im Gasthaus „Zur Pfalz“ wurde für den 28. und 29.11.1940 in der „Volksgemeinschaft“ am 26.11.1940 angezeigt.
- 7 Norbert Giovannini, Frank Moraw (Hgg.): Erinnertes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs, Heidelberg 1998, S. 264.
- 8 Raul Hilberg: Perpetrators, Victims, Bystanders. The Jewish catastrophe 1933–1945, New York 1992.
- 9 GLA 309 Nr. 3221 und GLA 4659 Nr. 59/1/7464.

- 10 Auch Gerhard J. Teschner (wie Anm. 2), S. 76 übernimmt diese Darstellung ungeprüft.
- 11 Zu Carl Neinhaus vgl. den Aufsatz des Verfassers: Repräsentant jeder beliebigen Obrigkeit? in RNZ v. 9./10. 3. 2002.
- 12 Hermann Maas an Cläre (Tana) von Mettenheim, Frankfurt am Main, vom 3.11.1940. Abgedr. in Werner Keller (Hg.): Leben für die Versöhnung: Hermann Maas, Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialoges, Karlsruhe 1997, S. 96.
- 13 So verabschiedete sich an diesem Tag die „Mischehen“-Familie Flor von ihren jüdischen Verwandten der Familie Kaufmann am Bahnsteig 1a. Am 15.2.1945 wurden Elsa Flor und ihr Sohn Hans selbst vom Bahnhof aus nach Theresienstadt deportiert.
- 14 Eine sehr eindrückliche Schilderung von der Ankunft und dem Leben in Gurs gibt Miriam Gerber in Norbert Giovannini, Frank Moraw (Hgg.): Erinnerungtes Leben (wie Anm. 7), S. 252–259. Vgl. auch das Kapitel „Gurs und andere Lager“ in Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern (wie Anm. 4), S. 21–24.